

---

CHRISTIAN GRÜNY

## INTERESSELOSES ZEIGEN - DEIXIS, ARTIKULATION UND ÄSTHETIK

### 1. SITUATION

*Ein etwa elf Monate altes Kind sitzt in seinem Kinderwagen und wird durch einen Park geschoben. Weil es sicher sitzen kann, wurde der Wagen umgebaut, so dass es jetzt von der liegenden in die sitzende Position gewechselt hat und überdies nach vorne blickt. Damit hat sich ihm ein neuer Bereich des Sichtbaren erschlossen, der vorher nur intermittierend aufgetaucht war: Aufrecht den Dingen gegenüber, mit der Möglichkeit, den Kopf zu drehen, kann es jetzt eine wirkliche Umgebung wahrnehmen, ein Panorama unterschiedlicher Erscheinungen. Diese Umgebung ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich verändert, indem der Wagen geschoben wird, dass neue Dinge auftauchen, sich verschieben, schließlich seitlich verschwinden.*

*Das Gesehene unterscheidet sich in einem entscheidenden Punkt von der Umgebung, die zu Hause wahrgenommen werden kann: Durch die Situation im Kinderwagen ergibt sich eine recht klare Grenze zwischen dem Handhabbaren und dem lediglich Wahrnehmbaren. Das Innere des Wagens kann gegriffen und manipuliert werden, die Welt draußen nicht. Ihr gegenüber wird eine Haltung aktiver Aufmerksamkeit und Zuwendung möglich, die durch die Passivität des Geschobenwerdens gestützt wird.*

*Die Bäume sind jetzt nicht mehr vorbeiziehende Muster am Himmel, sondern Gegenstände, die der eigenen aufrechten Position korrespondieren. Sie bleiben aber ersichtlich dem Zugriff entzogen. In dieser Situation nun vollzieht das Kind eine höchst prägnante Geste: Es streckt eine Hand aus, die es in einer Art offenen Greifgeste hält, und weist damit auf eine der Baumkronen. Gleichzeitig artikuliert es ein eher gehauchtes als gesprochenes »Da!«.*

*Der Ausdruck ist dabei insgesamt einer des doppelten Erstaunens: angesichts dessen, was »da« erscheint, und angesichts des eigenen Handelns in Bezug auf dieses Erscheinende.<sup>1</sup>*

Es scheint so, als ob es sich bei der beschriebenen Begebenheit um eine Schlüsselsituation in der Sprachentwicklung des Kindes handelte. Wir haben hier *in nuce* einen entscheidenden Entwicklungsschritt vor uns, in dem das Zeigen als erste explizite Sprachhandlung exemplarisch vorgeführt wird. Die Erzählung mag konstruiert erscheinen, insofern sie diesen Schritt auf eine einzige Situation zuspitzt – auch wenn es sich um eine vom Autor vor vielen Jahren real erlebte Situation handelt. Die Zuspitzung mag aber der Veranschaulichung eines entwicklungspsychologisch gut beschriebenen Schrittes dienen.

Um mich diesem frühen Zeigen anzunähern, werde ich auf unterschiedliche Traditionsstränge zurückgreifen: auf die empirische Forschung zur Sprachentwicklung, die Thesen zur Sprach- und Kulturentwicklung in der Phylo- und Ontogenese, die Michael Tomasello formuliert hat, die philosophische Auseinandersetzung mit der Entwicklung und Struktur der symbolischen Formen bei Ernst Cassirer und die Theorie des ästhetischen Urteils von Immanuel Kant. Mit diesem Vorgehen verbindet sich eine These, die sich an der beschriebenen Situation gut exemplifizieren lässt: Es griffe zur kurz, wenn man das Zeigen nur im Hinblick auf die Sprache als neue, letztlich aber instrumentelle oder, vorsichtiger formuliert, pragmatische Form des Umgangs mit der Welt versteht, wie es etwa eine evolutionäre Erklärung nahelegt. Auch die Dimension sozialer Kooperation, die Tomasello in den Fokus rückt, bleibt letztlich ebenso in einen pragmatischen Zusammenhang einbezogen. Meines Erachtens muss dem noch eine ästhetische Dimension hinzugefügt werden, die das Gezeigte als solches hervorhebt bzw. hervortreten lässt, ohne dass sich damit irgendeine Form der Verfügung verbindet. Der Gesichtspunkt, unter dem es erscheint, wäre dann der der inneren Artikuliertheit – mit Cassirer gesprochen der Prägnanz.

Der Versuch, den ich hier unternehme, ist zugegebenermaßen spekulativ, zumal er sich auf die Evidenzsuggestion der selbst erlebten Situation bezieht. Die ästhetische Zuwendung zu einer Erscheinung um

---

<sup>1</sup> Elizabeth Bates beschreibt eine sehr ähnliche Situation inklusive des »small and breathy sound«, in der es allerdings ein Geräusch – hier ein Bellen – war, das die Aufmerksamkeit des Kindes auf sich gezogen hat (vgl. Bates 1976, 103).

ihrer selbst willen entzieht sich als solche naturgemäß der funktionalen Rekonstruktion, auch wenn mit der Zeigesituation ihre Einbettung in kommunikative Zusammenhänge gewährleistet ist. Insofern wird *jede* Rekonstruktion der Genese der ästhetischen Auffassung ein spekulatives Moment behalten. Setzt man sie später an, so wird man sich der Frage stellen müssen, wie es zu einer praktisch scheinbar funktionslosen Auffassung kommen kann – wie sich plötzlich eine Wahrnehmungsweise dem Imperativ der evolutionären Funktionalität entziehen kann. Die offene Zeigegeste bietet hier einen plausiblen Ansatzpunkt, indem sie eine Schlüsselsituation markiert, von der aus sich unterschiedliche Dimensionen unseres Weltverhältnisses ausdifferenzieren können, ohne von vornherein getrennt gewesen sein zu müssen.

Ich werde im Folgenden zuerst dem Ursprung und den Typen der Zeigegeste nachgehen (2.), dann den Fokus auf die spezifische Erscheinungsweise ihrer Gegenstände lenken (3.), um schließlich in der Frage nach einem ästhetischen Zeigen beide zusammenzubringen und noch einmal neu zu fassen (4.).

## 2. GESTE UND GENESE

Michael Tomasello Buch *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation* arbeitet seine Theorie der Genese der Sprache und der menschlichen Kultur ausgehend von zwei Grundthesen aus, die sich auf die Voraussetzungen und Vorläufer dieser Entwicklungen beziehen. Ihm zufolge sind dabei zwei Voraussetzungen entscheidend: zum einen eine die der Sprache vorausgehende und sie vorbereitende gestische Kommunikation, zum anderen eine basale kooperative Haltung. Vor allem letzterer Punkt hat für eine kontroverse Diskussion gesorgt, wagt er doch eine starke anthropologische These.<sup>2</sup> Aus der Entwicklungspsychologie stammt der Begriff der geteilten Intentionalität, die auch als Grundlage des Verstehens von Zeigegesten angesehen wird: Nur wenn das kleine Kind begreift, dass sich die eigene Aufmerksamkeit und die einer Bezugsperson bewusst an einem Punkt überschneiden können – »a ›meeting of minds‹ in the self same object«,<sup>3</sup> kann es eine hinweisende Geste verstehen und

<sup>2</sup> Vgl. für den deutschen Sprachraum die Kommentare von Wolfgang Detel, Hans Bernhard Schmidt und Lutz Wingert und die Replik von Tomasello und Henrike Moll (Tomasello/Moll 2011).

<sup>3</sup> Butterworth 2003, 22.

produzieren. Tomasello geht insofern noch deutlich weiter, als er dieses Moment des gemeinsam geteilten Bewusstseins in eine Infrastruktur des Teilens und Helfens einbettet, die er als ebenso bedeutsam für die Entstehung sprachlicher Kommunikation zu erweisen versucht. Noch die Lüge setzt danach nicht nur ein semiotisches System,<sup>4</sup> sondern auch und vor allem kooperative Grundstrukturen voraus, auf denen sie aufruht und ohne die sie nicht funktionieren könnte. Um diese starke These soll es mir hier aber nicht gehen.

Interessanter für unseren Zusammenhang ist die erste These, die davon ausgeht, dass das Gestische als Grundlage der Sprache anzusehen ist, während die stimmliche Artikulation eine evolutionär eher späte Erlungenschaft ist.<sup>5</sup> Die Zeigegeste spielt dabei eine elementare und zentrale Rolle, denn sie differenziert sich laut Tomasello von Anfang an in drei Grundfunktionen: Auffordern, Informieren und Teilen. Er erweitert damit Elizabeth Bates' Schema, das imperative von deklarativen Gesten unterscheidet,<sup>6</sup> und bestreitet den Primat eines dieser Typen: Wenn Zeigegesten primär imperativen, also offen instrumentellen Charakter hätten, ließe sich auf sie ein komplexes Kommunikationssystem nicht aufbauen, aber es ist ihm zufolge auch zu eng, zusätzlich dazu eine deklarative Funktion in Anschlag zu bringen, in der die Zeigegeste letztlich das Äquivalent eines Aussagesatzes wäre. Es bliebe die Frage nach dem Motiv einer solchen Geste: Warum sollte ein kleines Kind jemanden darauf hinweisen, dass etwas der Fall ist?<sup>7</sup> Indem Tomasello hier zwei höchst unterschiedliche Motive – Ausdruck und Information – ansetzt, kommt er zu zwei ebenso unterschiedlichen Funktionen der Geste, die aber an einem entscheidenden Punkt zusammenkommen: Letztlich geht es dem Kind in beiden Fällen um die Herstellung von Gemeinsamkeit, nämlich einmal um das Motiv, »daß der Erwachsene seine Aufmerksamkeit nicht bloß auf einen Bezugsgegenstand richten, sondern auch mit ihrer Einstellung zu diesem Gegenstand übereinstimmen soll«, und zum anderen um die Absicht, »dem Erwachsenen (uneigennützig) zu helfen,

---

4 Vgl. Eco 1987, 26.

5 Für einen Überblick über verwandte Theorien vgl. Jäger 2006.

6 Vgl. Bates 1976, 49–71.

7 Für Brinck sollte diese Frage klar von der funktionalen Analyse getrennt werden; entsprechend wird das deklarative Zeigen als »indexical act of reference« (Brinck 2004, 430) bezeichnet, gegenüber dem die *Motive* des Ausführenden nachgelagert sind. Tomasello zeigt, dass einer solchen Trennung der entscheidende Punkt entgeht.

indem es ihn mit Informationen versorgt, die er braucht oder an denen er interessiert sein könnte«. <sup>8</sup>

Die letzte Variante führt auf die These der fundamentalen Kooperativität zurück und verbindet dies mit dem kognitivistischen Einschlag des Deklarativen, auch wenn dieses nun durch seine soziale Einbettung wesentlich transformiert wird: Informationen werden nicht um ihrer selbst willen gegeben, sondern als Hilfsangebot, das immer auch eine Aufforderung zur Herstellung von Gemeinsamkeit ist. Vom Gehalt her bleibt es aber beim propositionalen Konstatieren von Sachverhalten, also eben bei der Übermittlung von Informationen. Demgegenüber setzt die erste der genannten Funktionen einen anderen Akzent, indem sie unmittelbar auf Gemeinschaft zielt. Mit der Kennzeichnung als expressiv ist nicht der einfache Ausdruck eines affektiven Zustandes gemeint, sondern die explizite Verknüpfung dieses Zustandes mit einem Gegenstand und der Wunsch, diese affektiv aufgeladene Auffassung zu teilen. Man könnte fragen, ob der Gegenstand dabei eher ein Anlass ist, Gemeinschaft herzustellen, oder ob die kommunikative Absicht sekundär gegenüber der interessierten Zuwendung zur Sache ist; Tomasello selbst vermeidet eine explizite Akzentuierung in die eine oder die andere Richtung und betont die ständige Verflechtung beider. Trotzdem bleibt die Frage, um was für eine Art der Auffassung dieser Sache es sich überhaupt handelt – abgesehen davon, dass sie in irgendeiner Weise affektiv aufgeladen ist.

Tomasellos Rekonstruktion der Sprachentstehung findet in einem evolutionstheoretischen Rahmen statt, und insofern läuft die Frage nach der Funktionalität der jeweiligen Äußerungs- und Kommunikationsformen ständig mit. Das dabei vertretene Verständnis evolutionärer Funktionalität ist denkbar weit, dennoch bleibt auch die Kooperativität, die im Zentrum seiner Untersuchung steht, auf diesen Rahmen bezogen – so wie es für mich von Vorteil ist, mir von den anderen helfen zu lassen, ist es für das Überleben der Gruppe von Vorteil, ihnen Informationen zu liefern, sie zu unterstützen oder schlicht Gemeinschaftlichkeit mit ihnen herzustellen. Durch diese Betonung der Kooperation geraten nun aber die Gegenstände, auf die gezeigt wird, und die konkrete Weise ihrer Auffassung auf eigentümliche Weise aus dem Blick. <sup>9</sup>

<sup>8</sup> Tomasello 2009, 133.

<sup>9</sup> Ähnlich Landweer, die hier mit Heidegger das Sich-Zeigen der Phänomene in ihrer Einbettung in eine erschlossene Welt in Anschlag bringt (vgl. Landweer 2010). Auch wenn das mit dem hier Auszuführenden gut

Das zeigt sich deutlich im Zusammenhang mit der Beobachtung, dass die Unterdeterminiertheit der Geste durch einen Rückgriff auf den gemeinsamen Kontext supplementiert wird: »In allen diesen Beobachtungen kommt es zu einer Aufspaltung zwischen der referentiellen und der sozialen Intention, insofern der Kommunizierende versucht, die Aufmerksamkeit des Empfängers aus einem bestimmten Grund auf etwas zu lenken, während der Empfänger versucht, dieser Lenkung der Aufmerksamkeit zu folgen und den Grund für sie zu erschließen, wobei manchmal eine große inferentielle ›Distanz‹ zu überbrücken ist.«<sup>10</sup> Mit referentieller Intention ist an dieser Stelle ausschließlich die reine Lenkung der Aufmerksamkeit gemeint, die allen funktionalen Varianten der deiktischen Geste gemeinsam ist; unterscheiden sollen sie sich allein durch ihre jeweilige soziale Intention. In allen diesen Fällen, so scheint es, will ich primär etwas von meinen Mitmenschen und erst in zweiter Linie von den Dingen. Selbst die Untergliederung der deklarativen Gesten in informative und expressive ist primär vom kommunikativen Ziel motiviert und weniger von der Art der Auffassung der gezeigten Gegenstände.

Eine Erweiterung der Perspektive um eine evolutionäre Ästhetik ist hier, wenig überraschend, nicht wirklich hilfreich, denn diese widmet sich primär der Frage nach den unterschiedlichen Präferenzsystemen – also dem, was traditionell als das Schöne bezeichnet wurde. Ob sie hier eine rabiate Naturalisierung vornimmt<sup>11</sup> oder eine vorsichtigeren Position formuliert, die der »traditionellen« Ästhetik noch ein Eigengewicht zuspricht,<sup>12</sup> sie bleibt bewegt von der pragmatisch bedingten und im Kampf um Reproduktion dienlichen Evaluierung, Produktion und Bedeutung von Gegenständen.<sup>13</sup> Meine Frage wäre demgegenüber, ob nicht auch

---

vereinbar ist, erscheint mir ihre Rekonstruktion gerade in Bezug auf die Genese des (Sich-)Zeigens zu ungenau.

**10** Tomasello 2009, 75 f.; in Bezug auf das Kleinkind vgl. 124–129.

**11** »Beauty is the moving experience associated with information processing by aesthetic judgment adaptations when they perceive information of evolutionary historical promise of high reproductive success.« (Thornhill 2003, 22)

**12** »In my view, one has to establish a more diversified phenomenology of aesthetics before dealing with the question of beauty. Furthermore, the question is whether beauty is, in fact, the object aesthetics must deal with.« (Braidbach 2003, 65)

**13** »Ein Objekt wird nicht zuletzt dadurch ästhetisch, dass wir ihm eine Bedeutung zuweisen.« (Paál 2008, 176)

von einer Zuwendung zu den Dingen auszugehen ist, die zuerst einmal um ihrer selbst willen geschieht; die in einen kommunikativen Kontext eingebettet ist und vielleicht auch nur vor seinem Hintergrund stattfinden kann, die aber nicht in erster Linie auf ihn zielt; ja die zuerst einmal überhaupt keine Ziele verfolgt. Um dem auf die Spur zu kommen, werde ich mich zunächst der Genese und den Formen der Zeigegeste selbst zuwenden, die von Tomasello nur gestreift werden. Die imperativen Zeigegesten mit ihrer eher schlichten pragmatischen Motivation können zu unserer Frage wenig beitragen und seien daher ausgeklammert.

Die klassische Vorstellung der ontogenetischen Entstehung von Zeigegesten, die auch durch die eingangs beschriebene Situation suggeriert wird, findet sich bei Wilhelm Wundt:

Sie [die hinweisende Gebärde, d. h. Zeigegeste, CG] ist genetisch betrachtet nichts anderes als die bis zur Andeutung abgeschwächte Greifbewegung. In allen möglichen Übergängen von der ursprünglichen zur späteren Form begegnet sie uns noch fortwährend beim Kinde. Dieses greift auch nach solchen Gegenständen, die es nicht erreichen kann. Damit geht aber die Greifbewegung unmittelbar in die Deutebewegung über.<sup>14</sup>

Die Rekonstruktion der Genese der Zeigegeste, die Wundt hier anbietet, scheint den Augenschein auf ihrer Seite zu haben: Die Bewegungen des Greifens und des Zeigens weisen eine offensichtliche Ähnlichkeit auf, sie beziehen sich auf einzelne Gegenstände mit dem einzigen Unterschied, dass der Gegenstand des Zeigens nicht in Reichweite ist. Was läge also näher, als die *scheiternde* Greifgeste als Ursprung der Zeigegeste anzunehmen? Das erkennbar vergebliche Greifen mit seiner sicht- und vielleicht sogar hörbaren Anstrengung würde dann in einen Appell umgedeutet, der die erwachsenen Bezugspersonen als Handlanger im buchstäblichen Sinne mobilisiert.

Nun hat diese Rekonstruktion einige Schwierigkeiten, etwa die unterstellte Unmittelbarkeit des Übergangs. Ergreifen ist eine Geste der Aneignung, die Ernst Cassirer so beschreibt:

Auf der primitiven Stufe des Affekts und des Triebes ist alles ›Erfassen‹ des Gegenstandes nur sein unmittelbares sinnliches Ergreifen

---

<sup>14</sup> Wundt 1921, 137.

und In-Besitz-Nehmen. Das fremde Sein soll in die Gewalt des eigenen gebracht, – soll rein materiell und seiner Stofflichkeit nach in den Kreis des Ich hineingezogen werden.«<sup>15</sup>

Das Fassen mit der Hand ist in dieser Phase in der Regel ein zum Mund Führen, in dem die Aneignung ihren Abschluss findet. Auch wenn der Mund hier ein Explorationsorgan ist und der jeweilige Gegenstand mit Lippen, Zunge und Zähnen regelrecht – und zwar deutlich differenzierter als mit den Händen – betastet wird, steht dabei doch die materielle Aneignung in Form des Zerkauens und Verschluckens immer im Raum. Selbst wenn man nun sagt, dass diese mehr oder weniger weit gehende Aneignung als Ziel auch im Falle des Zeigens erhalten bleibt, hat doch die Geste selbst radikal ihre Funktion gewechselt: von der unmittelbaren Bewegung der Aneignung zum expliziten Appell an einen anderen, womit dieses Ziel notgedrungen verlagert und aufgeschoben wird. Unmittelbar, sozusagen gleitend ist ein solcher Übergang sicher nicht zu haben.

Zudem setzt Wundts Beschreibung voraus, dass das imperative Zeigen die ursprüngliche Funktion der Zeigegeste bildet. Wäre dies aber so, so wäre der weitere Übergang von diesem Appell, der den Willen zur Aneignung bewahrt, zum deklarativen Zeigen, das lediglich Interesse signalisiert, ebenso wenig selbstverständlich wie der vom Greifen zum imperativen Zeigen. Von diesen logisch-funktionalen Argumenten abgesehen findet Wundts traditionsreiche Rekonstruktion auch empirisch keinen Anhalt, wie neuere Forschungen zeigen. Charles Butterworth referiert zahlreiche fremde und eigene Studien und kommt zu einem deutlichen Ergebnis: »[P]ointing was not tied in any way to failed grasping, and there was no evidence that the imperative use of the gesture had primacy.«<sup>16</sup> Die Zeigegeste erweist sich bei genauerer empirischer Betrachtung als weitgehend unabhängig vom Greifen und erscheint zudem von Anfang an zumindest in den zwei unterschiedlichen Formen der imperativen und der deklarativen (mit den Untertypen der expressiven und informativen) Geste, wobei gerade nicht erstere, sondern letztere den Primat zu haben scheint.

Nun lässt das Zerschneiden des unmittelbaren Bandes zwischen Greifen und Zeigen die Frage nach der Genese der Zeigegeste nicht verschwinden, und gerade für eine funktionale Betrachtung wäre es ver-

---

**15** Cassirer 2001, 126.

**16** Butterworth 2003, 17.



wunderlich, wenn eine so bedeutende Geste plötzlich ohne Vorläufer im Repertoire des Kindes erschiene. Butterworth selbst unternimmt denn auch einen etwas anders gelagerten Erklärungsversuch: Er bezieht sich auf eine spezifischere Form des Greifens und schlägt ein anderes Modell des Übergangs vor. Der Bezugspunkt der Zeigegeste ist für ihn der sogenannte Pinzettengriff mit Daumen und Zeigefinger, also eine deutlich differenziertere Form des Umgangs mit den Dingen der Welt, die weniger mit dem Wunsch nach Einverleibung als mit der vorsichtigen Exploration zusammengebracht werden muss: »[P]ointing and the pincer grip are coevolved but different aspects of hand function that are specialized, respectively, for precise instrumental action and precise communication [...].«<sup>17</sup> Noch weiter weg von der Aneignung des Greifens und dafür näher an der »kanonischen« Form des Zeigens – ausgestreckter Zeigefinger, eingerollte andere Finger, horizontale Handhaltung, ausgestreckter Arm – setzt Nabuo Masatakas Rekonstruktion an, die die Rolle des ausgestreckten Zeigefingers als Mittel der Exploration verfolgt: »[W]hen the infant develops the desire to share with others what he or she is exploring and attending to, index-finger extension develops into index-finger pointing.«<sup>18</sup> In beiden Fällen haben wir es mit einem »reaching-for-touching« zu tun, das nach außen gerichtet ist, und nicht mit einem zentripetalen »reaching-for-grabbing«.<sup>19</sup>

Für beide Modelle lassen sich empirische Anhaltspunkte finden, die aber keine eindeutige Folgerung zulassen. Vielleicht ist aber auch nicht der entscheidende Punkt, welches von beiden zutrifft. Wichtiger erscheint mir die Frage, wie der *Übergang* jeweils modelliert wird. Masataka ist hier eher diffus, indem er einen sich entwickelnden Wunsch in Anschlag bringt, was an Wundts »Unmittelbarkeit« erinnert; Butterworth macht einen konkreteren, aber ebenso wenig überzeugenden Vorschlag: Er beschreibt die Zeigegeste als »antithesis« des Pinzettengriffs.<sup>20</sup> Sein Gewährsmann ist hier Charles Darwin, der dieses Prinzip in seinem Buch über den Gefühlsausdruck postuliert hatte. Die Frage, warum etwa unterwürfiges oder einschmeichelndes Verhalten bei Hunden seine konkrete Gestalt annimmt, beantwortet Darwin mit dem Erscheinungsbild seines Gegenteils: Weil es einen genau gegenteiligen Eindruck wie das stolze, aufrechte, aufmerksame Schreiten erweckt, für das sich eine

17 Ebd., 19.

18 Masataka 2003, 72.

19 Werner/Kaplan 1963, 78.

20 Butterworth 2003, 19.

eigene Funktionalität angeben lässt. Für das unterwürfige Verhalten gibt es eine solche funktionale Erklärung nicht, sondern es orientiert sich Darwins These zufolge ausschließlich an der phänomenalen Gestalt und bildet zu ihr einen Gegenpol.<sup>21</sup>

Nun passt diese ebenfalls recht spekulative Rekonstruktion auf unseren Fall nicht besonders gut: Wieso sollte das Zeigen das Gegenteil des Pinzettengriffs sein? Tatsächlich wirkt es eher wie eine nicht zum Abschluss kommende Vorbereitung dieses Griffs, der als solcher trotzdem deutlich erkennbar bleibt. Mein Vorschlag bezüglich des Übergangs bzw. Zusammenhang dieser beiden Gesten ist daher etwas anders: Es handelt sich um eine *Darstellung* des explizit nicht zum Ende gebrachten Griffs (oder auch der explorativen Extension des Zeigefingers), also letztlich um eine ikonische Geste. Nun ist es so, dass Tomasello diesen Typus von Gesten den deiktischen gerade gegenüberstellt und sie als komplementär für die Entwicklung der Sprache beschreibt: Die Deixis sichert die Referenz, während die ikonische Geste einen Gegenstand oder Vorgang quasi pantomimisch darstellt und so einen propositionalen Gehalt ausdrückt. Manifeste ikonische Gesten erscheinen in der kindlichen Entwicklung später als reine Zeigegesten und werden als funktional unabhängig behandelt. Um eine solche Geste zu vollziehen, ist, wie Tomasello plausibel ausführt, ein deutlich erweitertes Verständnis der kommunikativen Situation und des geteilten Wissens erforderlich: Der Adressat muss wissen, dass die Ausführende die Geste in kommunikativer Absicht vollzieht – sonst erscheint sie deplatziert und sinnlos –, und die Ausführende muss erreichen, dass dies deutlich wird.<sup>22</sup>

Die Zeigegeste als ikonische Greif- oder Explorationsgeste könnte hier insofern einen besonderen Status haben, als es sich beim Greifen für das Kind um die primäre Weise des aktiven Verhaltens zur Welt handelt. Ehe Dinge gezielt manipuliert werden, werden sie ergriffen, um überhaupt mit ihnen umgehen zu können. Es ist von daher vielleicht nicht unplausibel, diese Geste auch als ersten Gegenstand der Darstellung anzunehmen. Überdies gäbe es ein Anzeichen für ihren sozusagen uneigentlichen Charakter: die Offenheit der Hand bzw. der Finger, die

---

<sup>21</sup> Vgl. Darwin 1879, 51–66.

<sup>22</sup> So hält er fest, »daß die primitivste Form menschlicher kooperativer Kommunikation – im Sinne von ›erste‹ oder ›ursprünglichste‹ – die Zeigegeste ist, während ikonische und konventionalisierte Gesten zusätzliche Fertigkeiten erfordern, und zwar insbesondere Fertigkeiten der Imitation und symbolischen Reproduktion« (Tomasello 2009, 164).

ihrem Gegenstand nicht angestrengt entgegengestreckt werden, sondern als solche stehenbleiben. Die Geste ist eben keine vergebliche Greifbewegung, sondern ihre *Darstellung*, die aber, anders als die ikonischen Gesten, die Tomasello im Sinn hat, eine deutliche Verbindung zum Referenzgegenstand wahrt. Greifen und Explorieren sind keine Formen der Referenz, und doch »haben« sie einen Gegenstand; die Zeigegeste als ikonische macht diese Beziehung lediglich explizit, indem sie sich sozusagen virtualisiert und damit nicht nur auf den Gegenstand, sondern auch sich *als Zeigen zeigt*. Das ist einigermaßen weit von der vollständig virtualisierten ikonische Darstellung abwesender Gegenstände und momentan nicht vollziehbarer Handlungen entfernt, die tatsächlich kognitiv aufwendiger zu vollziehen und zu begreifen ist, und liegt trotzdem auf genau dieser Linie. Mit harter empirischer Evidenz ist auch hier nicht zu rechnen, wie die unterschiedlichen Rekonstruktionsversuche zeigen.

Mein Vorschlag nimmt die Thesen von Butterworth, Masataka und anderen bezüglich der Herkunft der Zeigegeste ernst, lenkt die Aufmerksamkeit dabei aber auf die Art bzw. den Mechanismus des Funktionswandels. Vielleicht muss von hier aus auch die Frage danach, aus *welcher* anderen Geste sich die Deixis entwickelt hat, noch einmal anders angegangen werden. In der Regel wird von der kanonischen Zeigegeste ausgegangen, die als Universalie behandelt wird; die unterschiedlichen Rekonstruktionen halten sich dabei sowohl an die Gestalt als auch an die Funktion, wobei trotzdem keine Einigkeit hergestellt werden kann. Nun scheinen wir es hier durchaus nicht mit einer Universalie zu tun zu haben: So stößt etwa David Wilkins in seinen Forschungen bei einer australischen Bevölkerungsgruppe auf ein ganzes System offensichtlich kodifizierter Zeigegesten mit den Augen, den Lippen und den Händen, wobei sich bei letzteren nochmal drei semantisch klar unterschiedene Typen finden. Dieser deiktische Code ist ein Teil der Sprache und muss gelernt werden wie ihre anderen Dimensionen auch.<sup>23</sup> Ähnliches lässt sich, wie Adam Kendon und Laura Versante ausführen, in Neapel beobachten, wo mit einem komplexen deiktischen Repertoire sowohl auf unterschiedliche Gegenstände bzw. Typen von Gegenständen als auch auf Gegenstände *als* je Verschiedenes hingewiesen werden kann.<sup>24</sup> Zum Einsatz kommen die Zeigegeste und die flache Hand in unterschiedlicher Ausrichtung, Zeigefinger und kleiner Finger, der ganze Arm, der Ellen-

---

<sup>23</sup> Vgl. Wilkins 2003.

<sup>24</sup> Vgl. Kendon/Versante 2003.

bogen, der Daumen, eine geöffnete Greifgeste mit der ganzen Hand u. a. Das einzig gemeinsame für all diese Formen körperlicher Deixis ist die Bewegung auf etwas zu, die deutlich als solche markierte Zuwendung.<sup>25</sup>

Besonders interessant für unseren Zusammenhang sind die Beobachtungen von Kendon und Versante, weil sie unterschiedliche Weisen beschreiben, sich auf einen und denselben Gegenstand zu beziehen. Es gibt die Möglichkeit, einen einzelnen Gegenstand zu individuieren und als solchen zu meinen (kanonisches Zeigen), sich auf ihn zwar als Diskursgegenstand, aber eher als Träger bestimmter Eigenschaften als als Individuum zu beziehen (ausgestreckter Zeigefinger, Hand vertikal), anaphorisches Zeigen, also Bezug auf etwas bereits zuvor genauer Bezeichnetes, oder Bezug auf etwas ›jenseits‹, ›draußen‹, oder ›drüben‹ Gelegenes (Daumen), einen Bezug auf eine Sache als Exemplar einer Gattung oder als Symbol für ein Konzept (offene, vertikale Hand), als Beispiel für etwas (offene, horizontale Hand mit der Fläche nach oben) und als Gegenstand eines meist negativen Kommentars (offene Hand mit der Fläche diagonal nach oben). Man kann nicht sagen, dass alle diese Gesten ikonisch in dem Sinne sind, dass sie eine Art mimetische Abbildung realer Handhabungsweisen von Dingen sind, die sich aus ihnen erschließen lassen. Dennoch sind sie auf mehr oder weniger deutliche Weise motiviert, wie sich besonders in der Unterscheidung der Zeigefinger- gegenüber den Handgesten zeigen lässt:

[I]n index-finger pointing there is always present the idea of the singularity of the object being referred to, whereas when the open hand is used the object pointed to is being referred to not in its singularity but in its status as a symbolic, conceptual, or exemplary object.<sup>26</sup>

Der ausgestreckte Zeigefinger umschreibt einen präzisen Verweis auf eine klar identifizierbare Sache, die als solche gemeint ist (oder er suggeriert dies zumindest). Die ganze Hand legt allein von ihrer äußeren Gestalt her größere Allgemeinheit nahe, einen Bezug, der zwar einen klaren Referenten haben kann, aber globaler angelegt ist. Die Geste mit der deutlichsten ikonischen Dimension, die sich auf eine bestimmte Weise des Umgangs beziehen lässt, ist wohl diejenige mit der nach oben gewandten, offenen Handfläche: Sie wirkt wie die Präsentation einer Fläche, auf der

---

<sup>25</sup> Vgl. ebd., 111; Eco 1987, 171.

<sup>26</sup> Kendon/Versante 2003, 135.

ein Gegenstand platziert und zur Inspektion freigegeben wird. Eine der Gesten, von der Wilkins berichtet, bringt noch eine weitere Möglichkeit ins Spiel: das Zeigen mit der ganzen Hand mit einander nicht berührenden oder sogar auseinander weisenden Fingern, die »the notion of non-singularity of nonindividuation«<sup>27</sup> transportiert und auf Gegenden, Ansammlungen von Gegenständen o. ä. weist. Charles Goodwin schließlich zieht die Konsequenz, ikonische und deiktische Gesten nicht mehr unbedingt kategorial voneinander zu trennen:

Pointing gestures can trace the shape of what is being pointed at, and thus superimpose an iconic display on a deictic point within the performance of a single gesture. Instead of using this distinction to separate gestures into distinct classes, it seems more fruitful to focus analyses on an *indexical component* or an *iconic component* of a gesture, either or both of which may contribute to the organization of a particular gesture.<sup>28</sup>

Der entscheidende Punkt ist hier der, dass die Mehrzahl dieser Gesten sich auf unterschiedliche Weisen der Zuwendung und/oder Aneignung beziehen lassen, die sie jeweils nicht ausführen, sondern darstellen; manche scheinen eine zwar unmittelbar plausible, aber schwerer festzumachende Ähnlichkeit mit dem spezifischen Bezug zu haben, den sie vollziehen. Nun ist es sicher unangemessen, ein solches elaboriertes System deiktischer Gesten auf die Entwicklung beim Kleinkind zurück zu projizieren, denn in ihrer Stabilität und Differenziertheit sind sie auf eine entwickelte Sprache angewiesen. Was sich daran aber zeigt, ist, dass wir angesichts von unterschiedlichen äußeren Formen und Funktionen weder von einer eindeutigen Herkunft noch von einer einzigen kanonischen Form des deiktischen Bezugs ausgehen können. Wenn Werner und Kaplan ganz im Sinne des hier Ausgeführten eine ganze Palette von Ursprungsgesten ausmachen – »all these preliminaries to motor reference, occurring within reaching-for, touching, and turning-to activities, culminate in pointing«<sup>29</sup> –, so kann daraus auch eine Bandbreite möglicher Zeigegesten abgeleitet werden, die sich auch in der Form oder Funktion der Referenten unterscheiden könnten. Mit diesen Ergebnissen im

---

27 Wilkins 2003, 194.

28 Goodwin 2003, 229 f.

29 Werner/Kaplan 1963, 79.

Hintergrund möchte ich mich mich jetzt der Frage zuwenden, auf was bzw. als was eigentlich auf die Dinge gezeigt wird – wie *sie sich* zeigen.

### 3. SICH ZEIGEN

Die Verschiebung des Fokus vom Zeigen auf das, was sich zeigt, kommt der philosophischen Diskussion entgegen. Die Betonung des Sich-Zeigens, des Erscheinens oder des Ereignisses prägt seit einigen Jahren einen Teil der philosophischen Ästhetik, ohne dass sich von einem einheitlichen Diskurs sprechen ließe.<sup>30</sup> Diese Wendung reagiert auf die wahrgenommene Dominanz semiotischer und konstruktivistischer Ansätze, die sich immer mehr in die Sprache und die Zeichenhaftigkeit allgemein »einspinnen«, wie Humboldt es formuliert hatte,<sup>31</sup> und darüber die Dimension der Unverfügbarkeit der Welt verlieren. Problematisch wird sie in dem Moment, in dem sie sich absolut setzt und das Sich-Zeigen tendenziell vom Zeigen-auf entkoppelt, als müssten wir lediglich die Bekundungen eines vorgängigen sich Zeigenden vernehmen. Gottfried Boehm findet hier eine aufschlussreiche Formulierung: »Denn die Natur, die Dinge oder – noch genereller – das Sein –, sie müssen sich auf die eine oder andere Weise präsentieren, bevor und indem wir sie besprechen, denken, darstellen, in irgendeinem Sinne re-präsentieren.«<sup>32</sup> In die umgekehrte Richtung blickend schreibt Günter Figal: »Das Zeigen erfüllt sich allein darin, dass etwas *sich zeigt*.«<sup>33</sup> Das Zeigen ist darauf angewiesen, dass es sich erfüllt, und für diese Erfüllung kann es nicht selbst aufkommen. Sie ist ein Ziel, das aber dem Zeigen nicht nachgeordnet ist, sondern in ihm selbst stattfindet *und* ihm vorausgeht. »Bevor und indem« – damit ist die eigenartige Dopplung von wechselseitiger Verwiesenheit und logischer und sachlicher Vorgängigkeit gut auf den Punkt gebracht.

Unser Ausgangspunkt war der Moment des ersten Zeigens, der von etwas Gesehenem in Anspruch genommen ist und dem die Verblüffung über seine eigene Erfüllung anzumerken ist. Natürlich kann man nicht sagen, dass die Welt dem Kind zuvor verborgen gewesen wäre – der geschilderten Situation geht eine Geschichte des Gliederns, Explorierens,

---

<sup>30</sup> Vgl. als besonders radikale Position Mersch 2002.

<sup>31</sup> Humboldt 1998, 186 f.

<sup>32</sup> Boehm 2010, 22.

<sup>33</sup> Figal 2007, 198.

Kategorisierens und Manipulierens voraus. In diesem Sinne bemerkt Gunter Gebauer: »Zu dessen Voraussetzungen [denen des Zeigens, CG] gehören viele Erfahrungen, die im Handgebrauch mit dem gezeigten Gegenstand (oder vielen anderen Dingen, die diesem ähnlich sind) zuvor gemacht worden sind.«<sup>34</sup> Wäre dies nicht so, so wäre jede Spekulation über die mögliche Herkunft der Zeigegeste verfehlt. Dennoch kommt mit dem Zeigen eine neue Dimension des Erscheinens der Welt ins Spiel, die sich nicht auf das bereits Bekannte reduzieren lässt und die auf einen »intelligente[n] Gebrauch des Körpers«<sup>35</sup> angewiesen ist.

Die offensichtlichste Veränderung, die sich bereits an der Geste selbst ablesen lässt, ist die der Distanz: Alle Formen des Greifens und Berührens setzen die Nähe oder zumindest Erreichbarkeit ihrer Bezugsobjekte voraus. Die Zeigegeste ist demgegenüber nicht nur nicht darauf angewiesen, sondern suspendiert diese Erreichbarkeit selbst für Gegenstände, die im Prinzip in Reichweite wären – zumindest im Fall der deklarativen Gesten, auf die ich mich hier beschränke. Man könnte sagen, dass das Zeigen die Distanz *schafft* und gerade auf diese Weise eine neue Art der Bezogenheit stiftet; die Ferne, die Günter Figal als Grundmoment des menschlichen Weltverhältnisses beschreibt, kommt hier allererst ins Spiel.<sup>36</sup> Zu ihrer Voraussetzung hat sie, dass überhaupt von »things-of-contemplation, that is, objects that one ›regards out there‹, rather than things upon which one merely acts in the service of immediate biological need-satisfaction«<sup>37</sup> gesprochen werden kann. Diese Form des »out there« bringen Werner und Kaplan bereits deutlich früher, nämlich mit der beginnenden Auge-Hand-Koordination in Anschlag, für die die Dinge bereits in ihrer spezifischen Gestalt und Distanz in den Blick genommen werden müssen. Dennoch ist diese »Kontemplation« noch einigermaßen weit entfernt von der Distanzierung, die jetzt einsetzt.

Die Bestimmungen, die Cassirer für den Moment beschreibt, in dem dem Kind »der Sachverhalt des ›Heißens‹ aufgeht«, lassen sich meines Erachtens bereits an dieser Stelle annehmen:

<sup>34</sup> Gebauer 2011, 28.

<sup>35</sup> Boehm 2010, 39. Boehms These geht an dieser Stelle noch weiter, indem er sich auf die Ermöglichungsbedingung von Bildlichkeit bezieht; sie umfasst aber auch das Erscheinen als solches, um das es mir hier geht. Siehe auch Figal 2007, 203: »[N]ichts zeigt sich, ohne dass es gezeigt oder als Sichzeigen im Zeigen aufgenommen und möglicherweise gehalten wird.«

<sup>36</sup> Vgl. Figal 2006.

<sup>37</sup> Werner/Kaplan 1963, 67.

Jetzt erst beginnen die Gegenstände, die vorher den Affekt und den Willen unmittelbar ergriffen, gewissermaßen in die Ferne zu rücken: in eine Ferne, in der sie ›angeschaut‹, in der sie in ihren räumlichen Umrissen und nach ihren selbständigen qualitativen Bestimmungen vergegenwärtigt werden können.<sup>38</sup>

Was sich nun zeigen kann, ist die spezifische Erscheinung jener Gegenstände: wie sie aussehen. Nun wird aber mit der sprachlichen Benennung – Cassirers ›Heißen‹ – die hier aufgehende qualitative Bestimmtheit zum Teil bereits wieder zurückgenommen. Ihre Bezeichnung macht die Dinge identifizierbar, und ihre spezifische Beschaffenheit muss dafür nur so weit wahrgenommen werden, dass diese Identifikation gelingen kann. Die Benennung lenkt den Blick dabei auf eine neue Form der Verfügbarkeit, einen *Zugriff in und vermittelt der Distanz*. Selbst wenn das Kind die Dinge nicht ergreifen kann und will, kann es sich auf sie beziehen und findet in dieser Beziehung die Möglichkeit eines kommunikativen Umgangs mit ihnen.

Wenn Horkheimer und Adorno den Begriff als »das ideelle Werkzeug, das in die Stelle an allen Dingen paßt, wo man sie packen kann«,<sup>39</sup> beschreiben, so beziehen sie sich auf diese neue Form der Verfügbarkeit. Dass sie diese Verfügung als auf eine neue Ebene gehobene Geste radikaler Aneignung, als eine Art kollektives Verschlucken und Verdauen deuten, ist eine gezielte Übertreibung, die andere Weisen des Umgangs mit Begriffen abblendet; dennoch benennt sie eine reale Möglichkeit und ist gerade im Kontrast zum Zeigen aufschlussreich. Das reine Zeigen, das doch die unmittelbare Voraussetzung der Benennung ist, indem es überhaupt erst eine referentielle Beziehung etabliert, muss noch nichts von diesem Umgang wissen. Es ist zuerst einmal eingenommen von dem in die Ferne gerückten Gegenstand, der in seiner konkreten Gestalt hervortritt, gerade weil er vom praktischen Interesse befreit erscheinen kann. Die bloße Verlängerung und Transformation der Aneignung, die deiktische Ausweitung des Manipulationsradius, könnte nicht diese Art der Überraschung darüber hervorrufen, dass ›da‹ etwas ist, und für sie würde die Erscheinung der Dinge, ihre Artikulation in der Wahrnehmung, der Verfügung untergeordnet und insofern einer drastischen Reduktion unterzogen. Wenn die Zeigegeste tatsächlich eine Art ikonische

---

<sup>38</sup> Cassirer 2002, 126.

<sup>39</sup> Horkheimer/Adorno 1981, 57.



Greif- oder Explorationsgeste ist, so ist es wichtig, dass sie unvollendet bleibt – dass sie als offene dargestellt wird und sich insofern mit Zugriff und Bestimmung zurückhält. Der entscheidende Punkt beim Zeigen wäre dann, dass es die Dinge frei und als nicht vorweg in praktische Zusammenhänge eingeordnete *sich zeigen lässt*.

Von hier aus betrachtet unterhält Tomasellos informative Zeigegeste zwar vermittelte, aber doch deutliche Beziehungen zur imperativen Geste. Zwar bezieht sie sich nicht auf die eigenen Interessen, wohl aber auf die des Kommunikationspartners: Informationen, »die er braucht oder an denen er interessiert sein könnte«, sind von der Form her propositional, werden aber von vornherein in seine von Interessen und Bedürfnissen geleitete Auffassung der Welt einbezogen. Interessant könnten die gezeigten Dinge sein, weil er sie möglicherweise haben möchte (»Hier ist noch ein letztes Glas Wein!«), weil ihre Existenz seine Handlungen leiten könnte (»Da kommt noch ein Auto!«), weil er am Fortgang einer Sache interessiert ist (»Gerade ist noch ein Tor gefallen, es steht jetzt 2:1!«) oder aus vergleichbaren Gründen. Hier geht es nicht unbedingt um die Aneignung von Dingen, aber ebenso wenig geht es um ihre konkrete Erscheinung – gezeigt wird auf ein ›Dass‹ und ein ›Was‹, aber sicher nicht auf ein ›Wie‹. Der instrumentelle Charakter dieser Geste wird gerade durch ihre kommunikative Funktion hervorgebracht, aufgrund derer die Zuwendung zu einer Sache immer um eines äußeren Zieles willen geschieht.

Es ist bezeichnend und kann sich auf eine lange Tradition beziehen, wenn Tomasello die dritte Form der Zeigegeste als expressiv bezeichnet: Das Expressive scheint der einzige Modus zu sein, der sich dem Instrumentellen und dem Propositionalen gleichermaßen entzieht. Diese Vorstellung entspricht in etwa den beiden »Grundsätzen der traditionellen Erkenntnistheorie«, die Susanne K. Langer kritisiert: »1. Daß die Sprache das einzige Mittel sei, um artikuliert zu denken, und 2. daß alles, was nicht aussprechbarer Gedanke ist, Gefühl sei.«<sup>40</sup> Gefühl steht hier für ein eben nicht artikuliertes, globales Verhalten, das nur diffus mit Dingen in der Welt – oder nur mit diffusen Dingen – verbunden ist. Nun sind Erkenntnistheorie und Semiotik heute nicht mehr auf dem Stand von 1942 (dem Jahr, in dem Langers Buch erschienen ist), und auch die theoretische Aufarbeitung der Gefühlswelt geht nicht mehr von undifferenzierten Globalzuständen aus. Dennoch bleibt noch bei Tomasello

---

40 Langer 1984, 93.

die welterschließende Dimension des Gefühls unterbelichtet, während die soziale Funktion die Szene beherrscht. Das Kleinkind, das eine expressive Geste vollzieht, »versucht, eine Einstellung hinsichtlich eines gemeinsamen Bezugsgegenstands mit einem Erwachsenen zu teilen.«<sup>41</sup> Offenbar ist die Beschaffenheit bzw. die konkrete Erscheinung der Sache dabei sekundär gegenüber dem Ziel des Teilens der Einstellung.

Mit Cassirer könnte man dies wenden, ohne den Begriff des Expressiven fallenzulassen. In Anlehnung an Klages, Scheler und andere geht er von einer primären Schicht der Ausdruckswahrnehmung aus, die noch in der späteren theoretischen Auffassung Spuren hinterlässt. Die Rede von Ausdruck bezieht sich hier auf eine Welt, in der Dinge und Bedeutungen noch nicht voneinander getrennt sind, in der sich die Dinge zwar unterscheiden, aber nicht stabil voneinander differenziert sind, in der die Phänomene gleichermaßen belebt sind und unmittelbar auf den Wahrnehmenden wirken, der sich selbst noch nicht zu einem beharrenden, mit sich identischen Subjekt verfestigt hat.<sup>42</sup> Wichtig erscheint mir hier, dass man nicht wirklich zwischen Bezugsgegenständen und der eigenen Haltung zu ihnen unterscheiden kann: Das Kind (oder der im mythischen Denken beheimatete Mensch) ist von den Dingen in Anspruch genommen, und die expressiven Charaktere sind keine Projektionen, sondern die Art und Weise, wie die Dinge *sich* zeigen.

Die explizite Zeigegeste, die Tomasello als expressiv bezeichnet, markiert einen darüber hinaus gehenden Schritt: Das Gezeigte ist nicht denkbar ohne jene Ausdruckswelt, entfernt sich aber gleichzeitig von ihr in Richtung größerer Differenziertheit, Klarheit und vor allem Distanz. An genau dieser Stelle führt Cassirer seinen Begriff der symbolischen Prägnanz ein, der wohl als das zentrale Konzept seiner Philosophie der symbolischen Formen gelten kann. Ziel der Einführung des Begriffs ist ein Unterlaufen der kategorialen Unterscheidung von Dinglichkeit und Bedeutungshaftigkeit zugunsten eines Kontinuums der präsymbolischen und symbolischen Formung der Welt. Wenn die Ausdruckssphänomene den Anfang der Weltauffassung bilden, auf dem alles andere aufbaut, dann findet diese von vornherein in der Sphäre des Sinns statt, der sich allerdings immer wieder transformiert. Sinn und Sinnlichkeit sind am

---

<sup>41</sup> Tomasello 2009, 131.

<sup>42</sup> Vgl. Cassirer 2002, Kap. II. Man könnte dies mit dem zusammenbringen, was Daniel Stern als das auftauchende und das Kernselbst bezeichnet hat (vgl. Stern 1992, Kap. 3–5).

Anfang gar nicht und auch später nie vollständig voneinander zu trennen.

Auch wenn Cassirer im Zusammenhang mit dem Ausdruck den Begriff nicht benutzt, wäre der Beginn der Prägnanzbildung bereits hier anzusetzen. Was sich hier zeigt, ist noch nicht symbolisch, aber auch nicht durch einen kategorialen Abgrund vom Symbolischen getrennt. Wenn man mit Cassirer die kategoriale Trennung von Ding und Sinn nicht lediglich durch die symbolische Prägnanz als weiteren Term, als eine Art Zwischenbegriff oder -stadium ergänzen, sondern tatsächlich unterlaufen will, wird man von einem Kontinuum der Prägnanzbildung ausgehen und möglicherweise auch unterschiedliche Typen der Prägnanz annehmen müssen. Der reine Ausdruck, der, wie Cassirer schreibt, »mehr ein Ergriffenwerden als ein Ergreifen«,<sup>43</sup> eine Art Sinnwiderfahrnis ist, das noch nichts von der Distanz des Zeigens weiß, wäre hier der Grenzfall, in dem das Erscheinende vollkommen mit seinem Sinn gesättigt und die Inanspruchnahme vollständig ist.

Die gegenwärtige Entwicklungspsychologie geht von einem eher kognitivistisch geprägten Bild der Wahrnehmung des Kleinkindes aus, das aber gleichwohl ebenso mit dem Begriff der Prägnanz zusammengebracht werden kann. Die Welt des Säuglings ist weit davon entfernt, ein integriertes und im einzelnen artikuliertes Ganzes zu bilden, aber seine kognitive Aktivität geht in eben diese Richtung: hin auf Prägnanz, Integration und Artikulation. Invarianzen, Ähnlichkeiten, Muster sind die Merkmale, die erste Gliederungsformen hervorbringen und die nach heutigen Erkenntnissen deutlich früher erkannt werden, als man lange dachte.<sup>44</sup> Man kann in dieser Phase eher noch nicht davon sprechen, »daß jeder besonderen Art von Gestalt und Gestaltung auch je eine besondere Weise der ›Praegnanz‹ entspricht«;<sup>45</sup> vielmehr scheint es vor einer Gliederung in Funktionsbereiche und Gestalttypen eine allgemeine, noch nicht nach Sinn- oder Sinnesregistern differenzierte Tendenz zur Prägnanzbildung zu geben. So schreibt Daniel Stern über die frühkindliche Weltauffassung:

Der Säugling »nimmt Empfindungen, Wahrnehmungen, Aktionen, Kognitionen, innere motivationale und Verhaltenszustände unmittel-

<sup>43</sup> Cassirer 2002, 83.

<sup>44</sup> Vgl. etwa zur Objektpermanenz bereits bei drei Monate alten Kindern Spelke 1992.

<sup>45</sup> Cassirer 2011, 52.

bar wahr: als Intensität, Form, Zeitmuster, als Vitalitätsaffekte, kategoriale Affekte, Lust oder Unlust. Dies sind die Grundelemente des frühkindlichen subjektiven Erlebens. Erkenntnisse, Aktionen und Wahrnehmungen als solche gibt es nicht.<sup>46</sup>

Man muss diese multi- oder amodale Auffassung als sich organisierende denken, als Kontinuum, in dem sich über »Konkreszenz und Kontrast«,<sup>47</sup> wie Husserls Formulierung lautet, allmählich Inseln von Konstanz und Organisiertheit bilden. Insofern dieser Prozess kein plötzliches Auftauchen von Ordnung in einem ursprünglichen Chaos ist, bilden elementare Gliederungsphänomene den Anfang, die sich allmählich integrieren und ineins damit voneinander differenzieren. Prägnanz und Artikulation implizieren sich hier gegenseitig, denn nur das Artikulierte erscheint prägnant und nur das Prägnante ist wirklich artikuliert; es »wird erst durch die Artikulation zu dem, was es ist.«<sup>48</sup> Auch wenn man dabei Grade der Artikuliertheit annehmen werden muss, ist der Grenzfall des vollständig Unartikulierten in der Wahrnehmung nicht denkbar. Diese selbst ist, mit Langers Formulierung, ein »Prozeß der Formulierung«.<sup>49</sup>

<sup>46</sup> Stern 1992, 102.

<sup>47</sup> Husserl 1966, 152.

<sup>48</sup> Cassirer 2006a, 131

<sup>49</sup> Langer 1984, 95. Bereits Cassirer behält den Begriff der symbolischen Prägnanz tendenziell einer bestimmten Stufe der Artikulation vor, die bereits zum Sprung in Richtung des »Heißens« ansetzt; einen deutlichen Schritt weiter in diese Richtung geht Matthias Jung, dem wir die wohl materialreichste und detaillierteste Untersuchung zum Thema Artikulation zu verdanken haben. Deutlich wird dies bereits an seiner Anfangsdefinition: »Unter *Artikulation* verstehe ich die anthropologisch basale Tatsache, dass Menschen ihre Lebensvollzüge für sich und andere verständlich machen, indem sie erlebte Qualitäten und motorische Impulse artikulieren, sie also in gegliederte Handlungsabläufe und syntaktisch strukturierte Symbolketten transformieren.« (Jung 2009, 12) Mit der Festlegung auf syntaktisch strukturierte Ketten werden nicht nur vorsymbolische Gliederungsformen, sondern auch andere Symbolformen ausgeklammert – man denke nur an Langers Unterscheidung zwischen diskursiven und präsentativen Symbolen. Jungs Grundmodell scheint letztlich zweistufig zu sein, auch wenn er von »vielfältige[n] Zwischenstufen« (ebd., 415) spricht: Die Entwicklung führt von einer noch unartikulierten, qualitativen Situation zu einer artikulierten, expliziten Bestimmtheit – jenem »bewussten Ausdruck«, der seinem Buch den Titel gegeben hat –, und vor diesem Hintergrund müssen selbst Gesten höchst unplausibel als »nichtartikulierte Ausdrucksformen,

Man gewinnt den Eindruck, dass es sich für Cassirer bei der über die Begriff Prägnanz und Artikulation laufenden Kontinuität von der elementaren Ausdruckswelt bis zu wissenschaftlichen Symbolsystemen um eine einsträngige Angelegenheit handelt. Die Richtung geht auf die »reicheren und höheren Gestaltungen« des Bewusstseins, in denen »diese Einheit zu immer bestimmter und schärferer Ausprägung« gelangt.<sup>50</sup> Die Frage ist nun, was für ein Schicksal die innere Artikuliertheit bei dieser scheinbar verlustfrei geschehenden Anreicherung und Schärfung nimmt, in die unser Ausgangspunkt des kindlichen Zeigens eingebaut werden muss. Die Zeigegeste des Kindes bringt in diese bereits in sich gegliederte Struktur eine neue Form der Explizitheit. Die Ferne der Dinge erlaubt einen neuen Blick auf sie, der sie schärfer fassen kann; insofern er aber auf dem Weg zur Benennung ist, geht mit dem Gewinn ein Verlust einher. Stern wird an dieser Stelle zum Kulturpessimisten: »Das Kind findet Eingang in eine größere Kulturgemeinschaft, aber mit dem Risiko, die Kraft und Ganzheit des ursprünglichen Erlebens einzubüßen.«<sup>51</sup> Nun ist die Rede von Kraft, Ganzheit und Ursprünglichkeit Cassirer einigermaßen fern, und vielleicht sollte man mit weniger kulturkritischem Pathos nach der inneren Differenziertheit der Artikulation fragen, die sich unter kommunikativen Bedingungen als dysfunktional herausstellen könnte. Die kommunikative Verfügbarkeit, die mit dem Zeigen ins Spiel kommt, ist nicht ohne eine Typisierung denkbar.

Man darf an dieser Stelle sicher nicht einen ursprünglichen Reichtum gegen eine spätere sprachlich oder Sprache vorbereitende Typisierung und damit Verarmung ausspielen. Die Auffassung von Mustern, Kontinuitäten und Stabilitäten, durch die sich für den Säugling die Welt ordnet und erste Orientierung erlaubt, kann selbst gewissermaßen als Typisierung beschrieben werden, die aber hier keine Abstraktion von einem ursprünglicheren Konkreten ist, sondern die erste Organisationsform überhaupt.<sup>52</sup> Das Einzelne wird insofern nicht in seiner einzigartigen

---

bei denen der Raum über die Zeit dominiert« (ebd., 333), gelten, was mit seinem Gewährsmann Shaun Gallagher kaum zu machen ist. Entscheidend sind tatsächlich gerade diese Zwischenstufen, die bereits mit der Ausdruckswahrnehmung beginnen und die nicht auf die Artikulation eines nicht Artikulierten gebracht werden können.

<sup>50</sup> Langer 1984, 95.

<sup>51</sup> Stern 1992, 251.

<sup>52</sup> Langer, die hier die gleiche Position vertritt wie Cassirer, spricht im Zusammenhang mit der Artikulation der Wahrnehmung irritierenderweise

Bestimmtheit aufgefasst, sondern profiliert sich vor dem Hintergrund von Ähnlichem, Gleichem und Verschiedenen und wird so innerlich artikuliert. Es hat von Anfang an einen gewissen Grad von Allgemeinheit, bleibt aber expressiv in Cassirers Sinne, insofern es nicht in Sinn und Sinnlichkeit auseinandergelegt werden kann und nicht neutral, also affektfrei aufgefasst wird. Von hier aus kann es zu weiteren Typisierungen kommen, die ihre Gegenstände tatsächlich schärfer zu fassen erlauben, dabei aber die spezifische Bestimmtheit dieser Gegenstände sukzessive reduzieren.

Wenn man die Gegenstände des expressiven Zeigens mit Cassirer und der neueren Entwicklungspsychologie beschreibt, wird es fragwürdig, den expressiven Charakter primär oder ausschließlich auf die »Einstellung« des Zeigenden zu beziehen, die geteilt werden soll und gegenüber der der konkrete Gegenstand in den Hintergrund rückt. Statt mit irgendwie neutral konstatierbaren Dingen, zu denen diese oder jene Haltung eingenommen werden kann, haben wir es mit selbst affektiv aufgeladenen Gegenständen zu tun, die bedeutsam sind, bevor sie eine Bedeutung haben, und in die ich mit meiner Auffassung verwickelt bin. Tomasello beschreibt die Frustration der Kinder, wenn sich erwachsene Bezugspersonen zwar den gezeigten Dingen zuwenden, aber in ihrer Zuwendung emotional neutral bleiben;<sup>53</sup> man könnte dies nun so beschreiben, dass sie für das Kind offenbar nicht die gleichen Dinge sehen, oder die Dinge als grundlegend andere. Das steht im Einklang mit Werners und Kaplans allgemeiner Beschreibung des Ziels von Zeigen überhaupt:

[R]eferring to an object by touching, looking, or pointing entails mainly an invitation to the other person to ›look at that thing over there!‹ with the expectation that the other person will perceptually articulate this object in a way similar to his own.<sup>54</sup>

---

von »gewohnheitsmäßigen, unbewussten Abstraktionen« (vgl. Langer 1984, 99). In *Mind* erläutert sie dies in einem eigenen Kapitel, das von der Sache her überzeugend ist, die Wahl des Begriffs aber nicht plausibler macht (vgl. Langer 1967, S. 153–197).

<sup>53</sup> Vgl. Tomasello 2009, 131–133.

<sup>54</sup> Werner/Kaplan 1963, 43.

Die Gemeinsamkeit wird vermittelt über die Dinge und ihre Beschaffenheit, und die Artikulation, von der die beiden sprechen, bezieht sich nicht nur auf eine vom Erwachsenen her gedachte Wahrnehmung, sondern auf die ursprüngliche Prägnanz.

Die Bedingung oder vielmehr das Ziel gleicher oder ähnlicher Artikulation haben es dabei in sich: Weder das imperative noch das informative Zeigen sind auf eine derart weitgehende Übereinstimmung angewiesen. Der Erfolg einer Geste, die eine Sache verlangt oder das Gegenüber auf ihre Existenz hinweisen möchte, ist lediglich an die Bedingung gemeinsamer Referenz gebunden. Beide müssen sich gemeinsam auf *das da* beziehen, wie auch immer es genau beschaffen sein mag; es muss lediglich individuierbar und identifizierbar sein. Aber auch für das expressive Zeigen geht die Qualifizierung von Werner und Kaplan letztlich zu weit. Auch dieses dürfte in der Regel mit weit weniger zufrieden sein: Ein freudiger oder erstaunter Gesichtsausdruck, wahrnehmbare Begeisterung oder zumindest Interesse – in Ermangelung der Möglichkeit sprachlicher Verständigung wird es in der Regel dabei bleiben müssen. Von der Prägnanz der Dinge bleibt dann doch wenig mehr als ein Aufmerksamkeitsfänger und ein Auslöser von affektiven Haltungen. Wenn es aber tatsächlich um eine Übereinstimmung in der Artikulation, also der Formauffassung gehen soll, muss darüber noch einmal hinausgegangen werden. Vor dem Ziel der gemeinsamen Artikulation steht dabei die eigene Auffassung der Sache *im Hinblick auf ihre Artikulation* und die Operation, gerade diese Artikulation sowohl für einen selbst wie für den Kommunikationspartner relevant zu setzen.

#### 4. ÄSTHETISCHES ZEIGEN?

Vor dem Hintergrund des Ausgeführten kann und muss die Frage nach einem »ästhetischen« Zeigen noch einmal gestellt werden. Ob damit eine weitere Kategorie des Zeigens etabliert werden kann, die tatsächlich in ihrer Häufigkeit mit denen des imperativen, des informativen und des expressiven Zeigens vergleichbar ist, mag man bezweifeln. Das ist für mich aber auch nicht der entscheidende Punkt. Vielmehr geht es mir darum, das Ästhetische als *Möglichkeit* bereits an diesem frühen Moment aufzuweisen, in dem das Kind zum ersten Mal von einer Sache um ihrer selbst willen, d. h. in ihrer spezifischen Erscheinung fasziniert wird – ansonsten müsste es nachträglich in ein etabliertes Gefüge unterschiedlich akzentuierter Referenztypen einbrechen, die allesamt ihren

klaren Ort in pragmatischen Zusammenhängen haben. Ich sehe für eine solche Untersuchung keinen besseren Ansatzpunkt als Kants Theorie des ästhetischen Urteils, in dem noch nicht von Kunst die Rede ist, sondern lediglich von einer nicht kategorisierbaren, als solcher auffallenden Form, die auf Offenheit und Gemeinschaft angewiesen ist und Offenheit und Gemeinschaft erzeugt.

Sieht man sich die Bausteine dieser Theorie an, so wird deutlich, dass Kant von einer Situation ausgeht, in der die Artikulation eines Gegenstandes, die eigene affektive Reaktion darauf und der kommunikative Kontext auf genau die gleiche Weise ineinander verflochten sind wie in der eingangs beschriebenen Situation. Sie besteht darin, dass ich mich auf einen Gegenstand beziehe, den ich unter Rückgriff auf meine Auffassung seines Erscheinens als schön bezeichne und diese Auffassung mindestens einer anderen Person, im Prinzip aber allen anderen ebenfalls unterstelle. Gemeinsame Aufmerksamkeit auf die Sache und einen zumindest minimalen Hinweis meinerseits bezüglich der Art, wie ich ihn auffasse, sind dabei vorausgesetzt. Tomasellos Übersetzung einer Situation kindlichen Zeigens ist hier ziemlich treffend: »[I]st das nicht toll?«<sup>55</sup> Man könnte sagen, dass Kant danach fragt, was »das« ist, was »toll« in diesem Kontext heißt, und was es bedeutet, diesen Satz zu äußern. Die entscheidenden Begriffe, die er dafür anbietet, sind bekanntlich die der Interesselosigkeit, der Begriffslosigkeit und der Mitteilbarkeit.

Erstere erläutert Kant so: »Man muß nicht im mindesten für die Existenz der Sache eingenommen, sondern in diesem Betracht ganz gleichgültig sein, um in Sachen des Geschmacks den Richter zu spielen.«<sup>56</sup> Auch wenn es weit hergeholt erscheinen mag, mit derartigen Kategorien an das erste Zeigen des Kindes heranzugehen, trifft es meines Erachtens die Sache genau: Das Kind ist von der Sache in Anspruch genommen, aber insofern nicht an ihrer Existenz interessiert, als es sie nicht haben möchte und sie auch nicht auf die potentielle Aneignung durch den Kommunikationspartner bezieht, sondern lediglich auf sie hinweist. Wohl will es, dass sie erscheint und dass der andere auf sie aufmerksam wird – wofür es sich aber ebenso gut um eine Fata Morgana handeln könnte.

Mit Kants knapper Bestimmung der anderen beiden Bedingungen, Begriffslosigkeit und Mitteilbarkeit, ließe sich überdies das ästhetische

---

<sup>55</sup> Tomasello 2009, 126.

<sup>56</sup> Kant 1990, B 6 f.



vom informativen und schließlich auch vom expressiven Zeigen abgrenzen: »Schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt.«<sup>57</sup> Unter Begrifflichkeit ist für unseren Zusammenhang nichts anderes als das Cassirersche ›Heißen‹ zu verstehen. Wer informativ auf etwas zeigt, setzt dabei ein Verständnis davon voraus, um was für einen Gegenstand es sich handelt und wofür er taugt – sonst könnte er keine Vorstellung davon haben, was der andere damit anfangen könnte. Die enge Verbindung von pragmatischen Zusammenhängen mit der Benennung und ihren Vorformen, auf die Horkheimer und Adorno hinweisen, wird dabei noch einmal offensichtlich. Für das expressive und ästhetische Zeigen spielt dies aber nicht die entscheidende Rolle. Es mag sich beim Gezeigten um eine Wolkenformation, etwas dem Kind vollkommen Unbekanntes oder auch um ein alltägliches Ding handeln, in jedem Fall geht es nicht um sein Was. Selbst wenn der Zeigende weiß, was *das da* ist, spielt dies keine Rolle.

Besonders interessant ist nun aber in unserem Zusammenhang das Motiv der ›Mitteilbarkeit‹, der sich auf das ›allgemeine‹ Gefallen bezieht. In der Diskussion der unterschiedlichen Typen des Zeigens wurde vorausgesetzt, dass die kommunikative Absicht ein, wenn nicht das entscheidende Moment ist. Dies wäre zumindest zu relativieren. Es bleibt plausibel, die ästhetisch artikulierte und prägnante Wahrnehmung mit der Zeigegeste zu koppeln: Diese ist kein bloßer Indikator einer neuen prägnanten und distanzierten Auffassungsmöglichkeit, sondern gewissermaßen Teil dieser Wahrnehmung. Ihr manifester körperlicher Verweis auf die Gegenstände, auf die sie sich bezieht, richtet sich aber nicht nur an den Kommunikationspartner, sondern fungiert ebenso als Stütze der eigenen Auffassung. Tomasellos Forschungspartnerin Henrike Moll beschreibt, wie die Kinder die Zeigegeste *für sich selbst* einsetzen, um diese neue Form der Welterschließung zu stabilisieren: »Es scheint, als nutzten die Kinder den Zeigefinger als eine Art Taschenlampe, um ihren eigenen visuellen Fokus zu unterstreichen [ ].«<sup>58</sup> Wenn frühe Zeigegesten Darstellungen von Greif- und Explorationsbewegungen sind, so ist der tatsächliche Teilverzug dieser Bewegungen nicht nur bedeutsam als Anzeiger für die Art der Auffassung, sondern auch als Herstellung einer manifesten, visuell fassbaren Verbindung.

Jeremy und Ailidh Carpendale verfolgen diese Linie und postulieren, dass die kommunikative Funktion des deklarativen Zeigens gegenüber

---

57 Ebd., B 32.

58 Moll 2011, 233.

der auf die eigene Wahrnehmung bezogene ein nachrangiges Phänomen ist, das sich erst allmählich in dem Maße entwickelt, in dem die Eltern die Zeigegesten als kommunikative Akte aufgreifen und entsprechend auf sie reagieren.<sup>59</sup> Die kommunikative Bedeutung des Zeigens, die Tomasello in den Mittelpunkt rückt und die später tatsächlich insofern zentral ist, als die Zeigegeste mit Butterworth gesprochen der Königsweg zur Sprache ist, wäre dann ein späterer Abschnitt in dem mehrfachen Funktionswechsel der Geste. Carpendale und Carpendale betonen, dass die faktische Situiertheit der kindlichen Äußerungen in einem kommunikativen Kontext von Anfang an nicht unbedingt bedeutet, dass dem Kind die einzelne Situation als kommunikative bewusst ist bzw. dass es sein eigenes Handeln so auffasst.<sup>60</sup> Dennoch ist es bedeutsam, dass die Geste in einem öffentlichen Raum stattfindet und insofern die Wahrnehmung des Kindes als Interaktion mit realen Gegenständen markiert bzw. darstellt und diese Interaktion noch dazu spezifiziert. Die offene Greifgeste der Eingangssituation wäre dann vielleicht weniger der Lichtkegel einer Taschenlampe als eine Rahmung, die ein Erscheinendes individuiert, ohne es zu identifizieren. Von hier zur Bewegung, die »the shape of what is being pointed at«<sup>61</sup> nachzieht, also die Artikulation des Erscheinenden ikonisch nachzeichnet, ist dann keine kategoriale Grenze mehr zu überschreiten.

Insofern die Interaktion real ist, ist auch die Mittelbarkeit als Anspruch auf Übereinstimmung in der Artikulation zumindest implizit mitgesetzt: Das, auf das das Kind mit seiner Hand weisen kann und das insofern mit ihm als leiblichem Wesen in einer Beziehung steht, zeigt *sich*, und das Gesehene stellt sich nicht als privates Erlebnis dar, auch wenn unklar bleibt, um was es sich handelt. Mit der in jedem Fall bezogen auf das Gezeigte radikal unterkomplexen Geste auf etwas zu zeigen kann sowohl für den Wahrnehmenden selbst als auch als kommunikativer Akt nur funktionieren, wenn dessen Gestalt gerade nicht in Frage steht, also wenn Mittelbarkeit in gewisser Hinsicht vorausgesetzt wird. Diese reale Interaktion ist nicht wirklich in den Kantischen Rahmen zu integrieren; dennoch ist seine Beschreibung der Mittelbarkeit beim ästhetischen Urteil aufschlussreich. Der Ansatzpunkt ist hier bekannt-

---

<sup>59</sup> Vgl. Carpendale/Carpendale 2010. Insofern wäre auch Hilge Landweers Aussage »man kann nicht sich selbst etwas zeigen« (Landweer 2010, 31) zu relativieren.

<sup>60</sup> Carpendale/Carpendale, 114.

<sup>61</sup> Goodwin 2003, 229 f.

lich das Zusammenspiel der Vermögen Einbildungskraft und Verstand, also zuerst einmal die individuelle Auffassungsweise. Zur Erläuterung der Metapher vom ›freien Spiel‹ der Vermögen, die dabei harmonisch zusammenstimmen, ohne zu einer begrifflichen Bestimmung einzurasen, kann nochmals auf die Prägnanz zurückgegriffen werden, die dafür allerdings reinterpretiert werden muss. Die Einbildungskraft produziert Formen, die sich keinem Begriff fügen, und das Gesehene oder Gehörte und im weiteren Gezeigte ist prägnant, *ohne* sich in einen symbolischen Zusammenhang einzufügen. Diese Prägnanz ist für Kant begleitet von einem Gefühl des Zusammenstimmens, das sie allererst erschließt und auf das sich die Mittelbarkeit bezieht. Was zusammenstimmt, sind zuerst einmal die Vermögen selbst – daher die »Lust an der Harmonie der Erkenntnisvermögen«<sup>62</sup> –, dann aber auch meine Erkenntnisvermögen und der Gegenstand – die »Zweckmäßigkeit der Natur für unsere Erkenntnisvermögen«<sup>63</sup> – und schließlich der Gegenstand in seiner inneren Struktur – »sofern wir die Ursachen dieser Form nicht in einen Willen setzen, aber doch die Erklärung ihrer Möglichkeit nur, indem wir sie von einem Willen ableiten, uns begreiflich machen können«.<sup>64</sup> Mit Kant kann so daran erinnert werden, dass Artikulation etwas ist, das wir tun, und zwar angesichts und im Hinblick auf etwas, das uns begegnet. Die mitteilbare Prägnanz des Ästhetischen aber, die unser eigene Tun überschreitet, kann man nicht *machen*, sie muss sich ergeben, und man kann sich denken, dass diese dreifache Harmonie Staunen erregt.

Die Mittelbarkeit ist auch ohne jede kommunikative Absicht logisch vorausgesetzt; sobald sich nun eine tatsächliche kommunikative Situation ergibt, wird sie explizit als etwas, das bereits zuvor im Spiel gewesen sein muss. Man könnte es so formulieren: In dem Moment, wo es um ein Teilen geht, stellt sich das Wahrgenommene als mit-teilbar heraus, und in dem Moment muss es dies auch schon zuvor gewesen sein. Als Problem wird diese Mittelbarkeit erst erkannt, wenn die Mittel für eine differenzierte Mitteilung zur Verfügung stehen, also wenn das Kind sprechen kann. Erst jetzt wird sichtbar, dass die selbstverständlich vorausgesetzte Mittelbarkeit möglicherweise auf unsicherem Boden steht. Kants Gemeinsinn, der für unsere Zwecke als die Fähigkeit übersetzt werden kann, eine tatsächliche Übereinstimmung in der Artikulation zu beurteilen und darüber Einigkeit herzustellen, schwankt entsprechend zwischen

<sup>62</sup> Kant 1990, B 30.

<sup>63</sup> Ebd., B XXXI.

<sup>64</sup> Ebd., B 33.

Feststellung und Postulat: Auf der einen Seite sind wir alle mit denselben Erkenntnisvermögen ausgestattet und sollten daher angesichts derselben Gegenstände auch in diesem Urteil übereinstimmen, auf der anderen Seite ist die faktische Übereinstimmung alles andere als selbstverständlich. Ich »sinne« den anderen ihre Zustimmung »an«,<sup>65</sup> ohne mir ihrer sicher sein zu können; das Kind zeigt auf etwas, das es fasziniert, und erwartet vom Kommunikationspartner Zustimmung, ohne dass es diese auf irgendeine Weise sicherstellen könnte. Diese Erwartung ruft nach Kommunikation und ist hier ein besonders schwieriger und ergiebiger Fall, weil in keiner Weise ausgemacht ist, wie diese aussehen müsste.<sup>66</sup>

Zuerst einmal sieht es aus, als müsste sie sich auf die nackte zweiwertige Unterscheidung »schön – nicht schön« beziehen. Dann wäre sie schnell am Ende. Letztlich aber muss sie auf die Forderung nach gleicher oder ähnlicher Artikulation bezogen werden: Nur über sie kann Gemeinsamkeit hergestellt werden, denn mit einer bloßen Evokation eines harmonischen freien Spiels der Vermögen ist nichts gewonnen – es lässt sich nicht einmal beschreiben. Der einzige Weg ist, sich beschreibend auf die innere Artikulation der Sache einzulassen. Schönheit ist dann tatsächlich keine Eigenschaft des Gegenstandes wie Farbigekeit oder Härte, sondern ein abkürzender Titel für die Weise, ihn in seiner Erscheinung aufzufassen. Über diese Artikulation in der Erscheinung soll Einverständnis hergestellt werden. Dass dieses Einverständnis schwierig, prekär und bisweilen unmöglich ist, ist kein Gegenargument; es lenkt die Aufmerksamkeit vielmehr noch einmal darauf, dass es hier ein Problem gibt und dass dieses Problem gerade in der Gemeinsamkeit einer differenzierten, nicht in Sprache zu übersetzenden Artikuliertheit besteht.

Von Kant können wir keine Hinweise auf deren genaue Gestalt erwarten; er markiert lediglich die Anschlussstellen, an denen sie verhandelt wird, und die Probleme, in die diese Verhandlung von Anfang an gerät. Er macht aber deutlich, dass wir es hier sozusagen mit einem Seitenweg oder vielleicht besser einer Weggabelung innerhalb von Cassirers Entwicklung der Prägnanz zu tun haben, die weder inhaltlichen Reichtum der kommunikativen Verfügbarkeit opfert noch auf der Stufe der kaum handhabbaren Ausdruckscharaktere verharrt. Wenn Cassirer die symbolische Prägnanz im ihr gewidmeten Kapitel abschließend charak-

<sup>65</sup> Ebd., B 26.

<sup>66</sup> Dirk Baecker sieht hier, beim Ansinnen von Mittelbarkeit und Allgemeinheit, das durch keine Regeln garantiert werden kann, den Ansatzpunkt für die moderne Kommunikationstheorie (vgl. Baecker 2005).

terisiert, scheint es so, als fiele sie für ihn mit dem zusammen, was hier ästhetische Prägnanz genannt wurde: »Die ›symbolische Prägnanz‹, die sie [die Erscheinung im Gefüge der Erfahrung, CG] gewinnt, entzieht ihr nichts von ihrer konkreten Fülle; – aber sie bildet zugleich die Gewähr dafür, daß diese Fülle nicht einfach verströmt, sondern sich zu einer festen, in sich geschlossenen Form rundet.«<sup>67</sup> Mir scheint, dass daran etwas nicht stimmen kann. Die von Cassirer beschriebene Entwicklung von Ausdruck über Darstellung zu Bedeutung tut genau dies: Sie entzieht der Erscheinung sukzessive ihre konkrete Fülle und macht sie so verfügbar. Entscheidend ist für Cassirer, dass Symbolisierungs- als Artikulationsprozesse und nicht als Anwendung abstrakter Kategorien auf konkrete Gegebenheiten verstanden werden sollen. Aber auch diese Prozesse sind Weisen der Typisierung, wenn sie überhaupt irgendetwas erreichen wollen. Das wäre nur dann eine Verlustgeschichte, wenn dabei frühe Artikulationsformen rettungslos verlorengehen – was sie laut Cassirer gerade nicht tun. Wir leben nicht in einer rein sprachlichen Welt und schon gar nicht in einer Welt wissenschaftlicher Symbolisierung.

Trotzdem geht die mit Kant als ästhetische Prägnanz beschriebene Artikulationsform in diesem Entwicklungsgang nicht auf. Es reicht auch nicht aus, sie als vorsymbolisch zu beschreiben, selbst wenn sich damit keine Abwertung zugunsten späterer, scheinbar höherer Symbolisierungsformen verbindet. Bernhard Waldenfels hat in einem anderen Kontext eine Formulierung gefunden, die sehr gut trifft, was Cassirer unter symbolischer Prägnanz versteht: »Was sich zeigt, zeigt auf anderes [ ].«<sup>68</sup> Gegen den Verweischarakter des Symbolischen (oder, bei Waldenfels, des Bildes) kann nicht eine reine, verweisfreie Präsenz ausgespielt werden, denn die Prägnanz der Dinge, ihr sich Zeigen, ist immer schon in Beziehungen eingespannt – das war Cassirers Punkt. Die ästhetische Prägnanz wäre demgegenüber dadurch gekennzeichnet, dass sie tatsächlich sich zeigt, *ohne* auf anderes zu zeigen. Statt dies nun zu einer von allen anderen Vollzügen vollständig abgetrennten Auffassungsweise und ihre Gegenstände zu ineffablen Individuen zu stilisieren, sollte das ästhetisch prägnante Erscheinen als Moment festgehalten werden, als Möglichkeit, die einen Seitenweg in der Entwicklung der symbolischen Formen eröffnet und beim Kind zuerst aufscheint.

---

<sup>67</sup> Cassirer 2002, 233.

<sup>68</sup> Waldenfels 2010, 92.

In seinen knappen Ausführungen zur Kunst im *Essay on Man* und in den Manuskripten räumt Cassirer die Möglichkeit solcher Seitenwege ein, wenn er etwa schreibt, dass es »räumliche u[nd] zeitliche Praegnanz [.] theoretische u[nd] ästhetische Praegnanz«<sup>69</sup> gibt, und allgemein von »Sinnpraegnanz«<sup>70</sup> spricht. Schließlich werden Kunst und Wissenschaft explizit als diametrale Bewegungen gegenübergestellt: »Language and science are abbreviations of reality; art is an intensification of reality.«<sup>71</sup> Dieser Hinweis ist wichtig, denn die Kunst bringt das Ästhetische nicht hervor, sondern arbeitet an der Stabilisierung und Schärfung seiner Prägnanz; sie ist auf die ersten Erscheinungen ästhetischer Artikulation beim Kind angewiesen, deren explizite Kultivierung sie vollzieht. Sie ist eine symbolische Form, insofern auch sie immer in Kontexten situiert ist und sich (wieder-)erkennbare Formen gibt, aber sie hat immer ein Moment, das sich diesen Bezügen entzieht und die ihre eigentliche Prägnanz ausmacht.

Dennoch überrascht angesichts des oben Dargestellten die unvermittelte und scheinbar deutlich wertende Gegenüberstellung von Abkürzung und Intensivierung. Klar ist, dass der Ausgangspunkt dieser Bewegungen nicht die Wirklichkeit in irgendeiner ungeschmälernten Konkretheit ist, von der aus jede Bewegung ein Abfall wäre, sondern eine elementare Prägnanz, die bereits eine Form der Typisierung ist und von der aus man sowohl in Richtung Abstraktion als auch in Richtung Konkretion gehen kann – ohne dass die eine gegen die andere ausgespielt werden könnte. Von daher sollte man die Kunst vielleicht weniger als Intensivierung als »als kontinuierlichen Konkretionsprozeß«<sup>72</sup> begreifen, wie Cassirer schließlich selbst formuliert. Wir können diesen Weg nicht verstehen, wenn wir nicht eine Form der Prägnanz an den Anfang setzen, die noch nicht symbolisch, aber für symbolische Gestaltung offen ist und diese vorbereitet, ohne aber in ihr aufzugehen. Sie ist bereits in sich artikuliert, wenn wir Artikulation nicht im Wesentlichen nach der Sprache modellieren, und sie wird anders als das Expressive und auch als das sprachlich Bedeutete im Hinblick auf ihre Artikulation angese-

---

**69** Cassirer 2011, 52.

**70** Ebd., S. 7. Insofern ist Krois' Satz »Prägnanz ist immer symbolisch« schwierig: Er verweist auf die Einbettung jeder Prägnanz in einen systematischen oder protosystematischen Kontext, blendet aber – durchaus mit Cassirer – die ästhetische Dimension tendenziell aus (Krois 1988, 26).

**71** Cassirer 2006b, 155.

**72** Ebd.

hen. Der Reichtum der Erscheinung, der sich hier zeigt, verströmt sich nicht, kann aber auch nicht festgehalten werden. Die Kultivierung dieser Erscheinung in der Kunst schärft die Prägnanz in Richtung einer expliziten und stabilen individuellen Form, aber sie kann weder vollständige Explizitheit noch dauerhafte Stabilität herstellen. Festgehalten werden kann auch sie nicht, und das Moment des überraschten »Da!« begleitet ihre Wahrnehmung.

Mein Ausgangspunkt war die These, dass die vom unmittelbaren Bedürfnis entlastete Zeigegeste des Kleinkindes die Dinge auf eine neue Weise erscheinen lässt. Wir bewegen uns damit von vornherein im Zwischenbereich zwischen jener »unbestimmte[n] und dominanten[n] komplexe[n] Qualität«,<sup>73</sup> von der Dewey spricht, und Jungs »syntaktisch strukturierten Symbolketten«. Der gesamte dazwischenliegende Prozess kann als allmähliche Gliederung und Artikulation verstanden werden, innerhalb derer sich unterschiedliche Formen und Grade der Prägnanz ausbilden. Die Zeigegeste bringt insofern etwas Neues ins Spiel, als sich durch sie eine Ferne öffnet, die aber gerade keine unüberbrückbare Distanz ist, sondern den Bezug gerade ermöglicht. Sieht man sich Beschreibungen wie die oben zitierte von Cassirer noch einmal an, so wird deutlich, dass hier immer schon eine ästhetische Dimension in Anspruch genommen wird: Wenn die Dinge nun »nach ihren selbständigen qualitativen Bestimmungen vergegenwärtigt werden können«,<sup>74</sup> so wird ein Blick auf sie selbst in ihrem Erscheinen allererst möglich.

Die von sich selbst überraschte offene Zeigegeste, die ich am Anfang beschrieben habe, steht in mehrfacher Hinsicht an einer Schwelle. Vor ihr und für sie erscheinen Dinge, die zuerst einmal nicht *für etwas*, sondern die einfach *da* sind. Sie lässt die Dinge frei, um sich frei zu ihnen verhalten zu können – Freiheit ist eins der wesentlichen Momente in Kants Beschreibung des ästhetischen Urteils. Der Urteilende ist weder von den Dingen noch von den Begriffen in Anspruch genommen, seine Erkenntniskräfte befinden sich im freien Spiel und geben ihm Gegenstände, von denen durchaus unklar ist, was sie sind. Die offene Zeigegeste scheint dieser Freiheit zu entsprechen: Sie spießt die Dinge nicht auf, sondern eröffnet den Blick auf sie und lässt sie sein. Sie individuiert zwar, legt aber nicht fest. Ihr ›dies da‹ ist eine komplex artikulierte Quali-

---

73 Dewey 2003, 105.

74 Cassirer 2002, 126.

tät, die sich nicht einfach benennen lässt. Wenn sie in einem kommunikativen Kontext stattfindet, bedeutet das noch nicht unbedingt, dass sie hier ein bestimmtes Ziel verfolgt. Sie will weder informieren noch ein Gefühl teilen, sondern lediglich die anderen für die Wahrnehmung der Sache gewinnen. Wenn sie sich auf die Benennung, auf das ›Heißen‹ fokussiert, schließt sie in gewisser Weise die Möglichkeit wieder, die sich hier geöffnet hatte. Der ausgestreckte Zeigefinger und die kommunikative Intention bringen Eindeutigkeiten ins Spiel, die für einen Moment suspendiert waren. Hier aber ist der Appell an Gemeinsamkeit noch ganz getragen von dem Vertrauen, dass die Sache sich für das Gegenüber tatsächlich auf dieselbe Weise artikuliert – und die Mittel, dies zu überprüfen, sind äußerst begrenzt. Der Gemeinsinn ist ein Postulat, das hier noch von keinem Zweifel berührt, sondern überhaupt erst als Möglichkeit entdeckt worden ist. Wenn diese Offenheit nicht gleichursprünglich mit dem Willen zur Kooperation und zur Bezeichnung der Dinge wäre, gliche ihr späteres Auftauchen einem Wunder.

---

#### LITERATUR:

- Baecker, Dirk (2005):** Kommunikation. Leipzig 2005.
- Bates, Elizabeth (1976):** Language and Context. The Acquisition of Pragmatics. Orlando/FL 1976.
- Boehm, Gottfried (2010):** Das Zeigen der Bilder. In: Ders.: Sebastian Egenhofer /Christian Spies (Hg.): Zeigen. Die Rhetorik des Sichtbaren. München 2010, 19–53.
- Breidbach, Olaf (2003):** The Beauties and the Beautiful – Some Considerations from the Perspective of Neuronal Aesthetics. In: Eckart Voland/Karl Grammer (Hg.): Evolutionary Aesthetics. Berlin u. a. 2003, 39–68.
- Brinck, Ingar (2004):** The Pragmatics of Imperative and Declarative Pointing. In: Cognitive Science Quarterly 3, Heft 4 (2004), 429–446.
- Butterworth, George (2003):** Pointing is the Royal Road to Language for Babies, In: Sotaro Kita (Hg.): Pointing: Where Language, Culture, and Cognition Meet. Mahwah/NJ 2003, 9–33.
- Carpendale, Jeremy I. M./Carpendale, Ailidh B. (2010):** The Development of Pointing: From Personal Directedness to Interpersonal Direction. In: Human Development 53 (2010), 110–126.
- Cassirer, Ernst (2001):** Gesammelte Werke, Bd. 11: Philosophie der symbolischen Formen, Erster Teil. Hamburg 2001.
- Cassirer, Ernst (2002):** Gesammelte Werke, Bd. 13: Philosophie der symbolischen Formen, Dritter Teil, Hamburg 2002.



- Cassirer, Ernst (2006a):** Zur Logik des Symbolbegriffs. In: Ders.: Gesammelte Werke, Bd. 22: Aufsätze und kleinere Schriften (1936–1940). Hamburg 2006, 112–139.
- Cassirer, Ernst (2006b):** Gesammelte Werke, Bd. 23: Versuch über den Menschen. Einführung in die Philosophie der Kultur. Hamburg 2006.
- Cassirer, Ernst (2011):** Nachgelassene Manuskripte und Text, Bd. 4: Symbolische Prägnanz, Ausdrucksphänomen und ›Wiener Kreis‹. Hamburg 2011.
- Darwin, Charles (1879):** Gesammelte Werke, Bd. 7: Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren. Stuttgart 1879.
- Dewey, John (2003):** Qualitatives Denken. In: Ders.: Philosophie und Zivilisation. Frankfurt/M. 2003, 94–116.
- Eco, Umberto (1987):** Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen. München 1987.
- Figal, Günter (2006):** Gegenständlichkeit. Das Hermeneutische und die Philosophie. Tübingen 2006.
- Figal, Günter (2007):** Zeigen und Sichzeigen. In: Heike Gfrereis/Marcel Lepper (Hg.): Deixis. Denken mit dem Zeigefinger. Göttingen 2007, 196–207.
- Gebauer, Gunter (2011):** Die Hand. In: Robert Schmidt, Wiebke-Marie Stock, Jörg Volbers (Hg.): Zeigen. Dimensionen einer Grundtätigkeit. Weilerswist 2011, 15–31.
- Goodwin, Charles (2003):** Pointing as Situated Practice. In: Sotaro Kita (Hg.): Pointing: Where Language, Culture, and Cognition Meet. Mahwah/NJ 2003, 217–241.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1981):** Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften, Bd. 3. Frankfurt a. M. 1981.
- Humboldt, Wilhelm von (1998):** Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Paderborn 1998.
- Husserl, Edmund (1966):** Husserliana, Bd. XI: Analysen zur passiven Synthesis. Den Haag 1966.
- Jäger, Ludwig (2006):** Bild/Sprachlichkeit. Zur Audiovisualität des menschlichen Sprachvermögens. In: Sprache und Literatur 37, Heft 98 (2006), 2–24.
- Jung, Matthias (2009):** Der bewusste Ausdruck. Anthropologie der Artikulation. Berlin 2009.
- Kant, Immanuel (1990):** Kritik der Urteilskraft. Hamburg 1990.
- Kendon, Adam u. Laura Versante (2003):** Pointing by Hand in »Neapolitan«, in: In: Sotaro Kita (Hg.): Pointing: Where Language, Culture, and Cognition Meet. Mahwah/NJ 2003, 109–137.
- Krois, John Michael (1988):** Problematik, Eigenart und Aktualität der Cassirerschen Philosophie der symbolischen Formen. In: Hans-Jürg Braun/Helmut Holzhey/Ernst Wolfgang Orth (Hg.): Über Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen. Frankfurt/M. 1988, 15–44.
- Landweer, Hilge (2010):** Zeigen, Sich-zeigen und Sehen-lassen. Evolutionstheoretische Untersuchungen zu geteilter Intentionalität in phänomeno-

logischer Sicht. In: Karen van den Berg, Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.): Politik des Zeigens. München 2010, 29–59.

**Langer, Susanne K. (1984):** Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt a. M. 1984.

**Langer, Susanne K. (1967):** Mind: An Essay on Human Feeling, Bd. 1. Baltimore 1967.

**Masataka, Nabuo (2003):** From Index-Finger Extension to Index-Finger Pointing: Ontogenesis of Pointing in Preverbal Infants. In: Sotaro Kita (Hg.): Pointing: Where Language, Culture, and Cognition Meet. Mahwah/NJ 2003, 69–84.

**Mersch, Dieter (2002):** Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis. München 2002.

**Moll, Henrike (2011):** Über die Entwicklung eines Verstehens von Wahrnehmung und Perspektivität. In: Robert Schmidt/Wiebke-Marie Stock/Jörg Volbers (Hg.): Zeigen. Dimensionen einer Grundtätigkeit. Weilerswist 2011, 230–246.

**Paál, Gábor (2008):** Woher kommt der Sinn für das Schöne? Grundzüge einer evolutionären Ästhetik. In: Helmut A. Müller (Hg.): Evolution: Woher und Wohin? Antworten aus Religion, Natur- und Geisteswissenschaften. Göttingen 2008, 165–179.

**Spelke, Elizabeth S./Breinlinger, Karen/Macomber, Karen/Jacobsen, Kristen (1992):** Origins of Knowledge. In: Psychological Review 99, Heft (1992), 605–632.

**Stern, Daniel N. (1992):** Die Lebenserfahrung des Säuglings. Berlin 1992.

**Thornhill, Randy (2003):** Darwinian Aesthetics Informs Traditional Aesthetics, in: Eckart Voland, Karl Grammer (Hg.): Evolutionary Aesthetics. Berlin u. a. 2003, S. 9–35.

**Tomasello, Michael (2009):** Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt/M. 2009.

**Waldenfels, Bernhard (2010):** Spiegel, Spur und Blick. In: Ders.: Sinne und Künste im Wechselspiel. Berlin 2010, 84–104.

**Werner, Heinz/Bernard Kaplan (1963):** Symbol Formation. An Organismic-Developmental Approach to Language and the Expression of Thought. New York u. a. 1963.

**Wilkins, David (2003):** Why Pointing With the Index Finger Is Not a Universal (in Sociocultural and Semiotic Terms). In: Sotaro Kita (Hg.): Pointing: Where Language, Culture, and Cognition Meet. Mahwah/NJ 2003, 171–215.

**Wundt, Wilhelm (1921):** Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte, Bd. 1: Die Sprache. Stuttgart 1921.